

Todtenhaupt in ihren Beispielen etwas verliert, wenn sie z. B. über mehrere Seiten den Plot der Fernsehserie „Wild Palms“ wiedergibt, nur um zu beschreiben, dass viele mittlerweile realisierte Manipulationsmöglichkeiten schon frühzeitig von Science-Fiction-Autoren in ihren jeweiligen Werken aus- bzw. angedacht wurden.

In ihrer Auseinandersetzung mit der VR führt sie aber auch äußerst interessante Punkte an, wie z. B. die Kritik an den so genannten Prothesenmenschen: Sie spannt einen Bogen vom Pinsel, der, von der Hand geführt, ein Abbild der Wirklichkeit schafft, bis zum Datenhandschuh, der virtuelle Realität ‚fassbarer‘ machen soll: Ihre Befürchtung ist, dass die Menschen durch die unreflektierte Weiterentwicklung von medialen Prothesen mehr und mehr zu „Behinderten der schönen, neuen Medienwirklichkeit“ werden, denen das Denken abhanden kommt, und sie ihren Prothesen hörig werden. (S. 273–275)

Erstaunlich ist allerdings, dass die Autorin angesichts des Themas komplett auf Bilder verzichtet. Der Leser, der nicht die Entwicklung virtueller Aspekte bei Film und Fernsehen verfolgt hat, bleibt so völlig davon abhängig, der von der Autorin geschilderten Qualität der Entwicklungsschritte treu zu folgen. Zudem macht es der reine Fließtext in den einzelnen Abschnitten bisweilen schwer, sich in der Vielzahl der Beispiele und Ansammlung von Aspekten der einzelnen Kapitel zu orientieren.

Andere Schwächen seien ihr aufgrund des wirklich erschöpfenden Werkes verziehen: So bleibt unklar, warum sie virtuelle Charaktere einmal als „Synthespians“ bezeichnet (S. 50) und später dann auch als ‚Avatare‘ (S. 62), ohne auf Unterschiede oder Gemeinsamkeiten explizit einzugehen. Auch die Bezeichnung der technisch wirklich veralteten d-box als „Zauberbüchchen“ (S. 40) ist unpassend, mit Magie hat die Funktionsweise des Settop-Box-Dekoders nichts zu tun. (Es ist eher verwundernd, dass sie noch eingesetzt wird.)

Anja Claudia Todtenhaupt hat versucht, die zunehmende medienvermittelte Virtualität mittels entlarvendem Faktenreichtum in die „Realität“ herunter zu brechen. Dabei hat sie auf jeden Fall einen wichtigen und richtigen Ansatz verfolgt: Sie hat die Frage nach attraktiven Einsatzmöglichkeiten von Cyber TV mit der Diskussion um eine sinnvolle Ausgestaltung der Zukunft verknüpft.

Frank Fölsch

David Gauntlett /Annette Hill

TV Living

Television, Culture and Everyday Life

London, New York: Routledge, 1999. – 315 S.

ISBN 0-415-18486-X

Als sich David Morley vor einigen Jahren zur ethnografischen Methode äußerte, stellte er unter anderem fest: „Natürlich ist empirische Forschung notwendigerweise in Darstellungen befangen und durchaus keine transparente Widerspiegelung einer schon immer existierenden Realität. Zudem sind Aussagen über das Fernsehverhalten von Zuschauern ohne Interpretation nicht denkbar.“ In diesem Kontext bemerkte er bezüglich seiner eigenen Forschung ergänzend: „[...] so muss ich zugeben, dass ich, da es über die Interviewsituation hinaus keine bedeutsamen Elemente der Beobachtung tatsächlichen Verhaltens von Beteiligten gibt, nur über die Geschichten verfüge, die mir meine Interviewpartner erzählten. Diese Geschichten sind allerdings bezeichnend für und begrenzt durch den jeweiligen kulturellen und sprachlichen Bezugsrahmen, über den die Interviewpartner bei der Formulierung ihrer Antworten verfügen, [...].“ Was haben diese Feststellungen mit der vorliegenden Analyse zu tun? Gauntlett und Hill präsentieren die Ergebnisse einer umfassenden Analyse im Auftrag des British Film Institute, die sich vorwiegend auf die selektive Wiedergabe von Tagebuchaufzeichnungen britischer Fernsehschauer stützt. Das gesamte Buch folgt einer konsequenten Strategie des Sortierens von Aussagen über: das Fernsehen, seine alltägliche Bedeutung, seine Relevanz für bestimmte Zielgruppen, seine inhaltliche Qualität, seine Bedeutung für bestimmte Erscheinungen des modernen Lebens usw. Mit anderen Worten: Vor den Augen des Lesers breitet sich ein Kaleidoskop der britischen Fernsehkultur aus.

Die Methode des Tagebuchs (Diary), die hier zur Anwendung kommt, hat eine lange historische Tradition, die sich – so wird zumindest gelegentlich behauptet – bis auf Ideen des amerikanischen Staatsmanns Benjamin Franklin zurückführen lässt. Das Verfahren kann der systematischen Beobachtung des eigenen Verhaltens dienen, aber auch der Aufzeichnung von Einstellungen und Bewertungen. Der Einsatz dieser Methode findet in der empirischen Rezeptionsforschung bislang eher selten statt,

wohl auch, weil die damit verbundenen Mühen der Datenverarbeitung forschungsökonomischen Überlegungen zum Opfer fallen. Standardisierte Auswertungen von Tagebuchaufzeichnungen verlangen – wie im Falle der Befragung generell – theoriegeleitete Vorarbeiten zu der Frage, was man eigentlich wissen möchte, um daran anschließend auch entsprechende Fragen bzw. Kategorien formulieren zu können. Diese Art der Standardisierung wird von Gauntlett und Hill nicht favorisiert. Gestützt auf die Grounded Theory von Anselm Strauss wird Wert auf eine möglichst unverfälschte Wiedergabe von Originaltönen gelegt. Diese Praxis zieht sich – wie bereits angedeutet – durch das gesamte Buch, und eine Leistung der Autoren besteht darin, diese Kommentare bzw. Selbstbeobachtungen nach Themenbereichen zu gruppieren. Es handelt sich um eine Untersuchung, die sich in der Tradition der Cultural Studies sieht und diese nunmehr auch in eine umfangreiche Feldstudie einfließen lässt. Eine weitere Bezugnahme auf David Morley wird in diesem Zusammenhang nahe gelegt. Die Autoren sehen sich „in Morley’s footsteps“ (S. 3), ohne seine methodische Vorgehensweise, die er beispielsweise in der bekannten Nationwide-Studie praktiziert hat, uneingeschränkt zu übernehmen. Damit nicht genug: Morley muss auch erfahren, dass sein viel zitierter „Remote control“-Befund aus „Family Television“ (1986) Konkurrenz bekommen hat. Die Macht über die Fernbedienung, die er in den 1980er Jahren noch den Männern zuschrieb, könne nicht bestätigt werden, stattdessen eine demokratischere Form der Programmauswahl (vgl. S. 241).

„TV Living“ vorausgegangen ist eine im November 1988 durchgeführte Stichtagsbefragung des British Film Institute, die unter dem Titel „One Day in the Life of Television“ bekannt wurde. Damals beteiligten sich annähernd zwanzigttausend Zuschauer an dieser Form von ‚Fernsehdokumentation‘. Nun ändern sich Bewertungsmaßstäbe und Verhaltensregeln nicht von heute auf morgen, aber es sollte eben nicht bei einem erneuten ‚one-shot-survey‘ bleiben. Stattdessen wurde die Audience Tracking Study als Längsschnittanalyse konzipiert, an der zunächst 509 Personen beteiligt waren. Im Jahr 1991 begann eine auf insgesamt fünf Jahre angelegte Begleitforschung, die gezielt auch zu thematischen Schwerpunktsetzungen verwandt wurde. Es sollte also nicht nur darum ge-

hen, das Fernsehverhalten im alltäglichen Sinne zu dokumentieren, sondern auch Bezug zu nehmen auf aktuelle Entwicklungen oder Themen, die den Organisatoren der Studie relevant erschienen. Somit liegt eine qualitative Panel-Analyse vor, die im Laufe des schon angesprochenen Zeitraums eine Drop out-Quote von 16% verzeichnen musste (1991: 509 Teilnehmer, 1996: 427 Teilnehmer). Die Fluktuation in der Teilnahmebereitschaft ist gleichwohl nicht gut dokumentiert, wie überhaupt die methodisch durchaus selbstkritischen Anmerkungen knapp ausfallen; diese so genannte Panel-Mortalität ist jedenfalls erstaunlich niedrig. Obwohl es sich um eine für den Bereich der Cultural Studies außergewöhnlich umfangreiche Analyse handelt, erheben die Autoren nicht den Anspruch auf Repräsentativität. Die insgesamt ca. dreieinhalb Millionen Wörter, die im Laufe des Beobachtungszeitraums zusammengekommen sind, stammen häufiger aus den Federn der britischen Mittelklasse. Darüber hinaus ist die ältere Bevölkerung (ab 65 Jahre) deutlich überrepräsentiert (Tracking Study: 29%, britische Bevölkerung: 16%).

Inhaltlich vermittelt die Studie einen Einblick in die Vielfalt der Lebenssituationen einerseits und die Vielfalt der Funktionen eines leicht verfügbaren Mediums andererseits. Dabei entspricht die präsentierte Auswahl nur kleinen Ausschnitten aus unendlich vielen Geschichten, die das eigene Verhalten, aber auch das Verhalten anderer hervorbringt. Während die einen sich beispielsweise mit den Akteuren der Soap Operas identifizieren, denken andere bereits über die Konsequenzen nach: „Maybe one day they’ll start up rehabilitation centres to get people off soap operas!!! (17-year-old-female student)“. (S. 31) Überhaupt legen die Verfasser großen Wert darauf, dass das Publikum sich sowohl engagierend als auch distanzierend mit den Medienangeboten auseinandersetzt. Man schätzt die Nachrichten als Fenster zur Welt, erkennt aber gleichsam die Gefahren einer zunehmenden Verbreitung von „tabloid news values“ (S. 61). Eingerahmt werden die Originalkommentare der Beteiligten stets von einem vorgeschalteten Literaturbericht und einer Würdigung und Zusammenfassung der Ergebnisse, wobei der Schwerpunkt eher auf den Zusammenfassungen liegt. Ein kompakter Überblick ist somit schnell erreicht, wenn sich die Lektüre auf die jeweiligen Schlussseiten der Unterkapitel konzentriert. Verloren geht dann

aber für den Leser die eigentliche Originalität der Studie. Selbstverständlich lassen sich alle hier gegebenen Anregungen und Befunde in so genannte large scale-Surveys integrieren. Aber für die „sociological imagination“, die Zahlen und Statistiken erst Leben einhaucht, liefert „TV Living“ viele anschauliche und unmittelbare Beispiele.

„TV Living“ ist ein Plädoyer für Differenzierung, ohne die Sicht auf Gemeinsamkeiten zu verlieren. Die These einer Fragmentierung des Publikums wird ebenso relativiert wie eine aus Sicht der Verfasser in der Vergangenheit überzeichnete Differenz zwischen männlichen und weiblichen Fernsehpräferenzen. Ebenso wird in einem sehr umfangreichen Kapitel bestätigt, dass die Funktionsvielfalt eines Mediums mit dem Erreichen einer bestimmten Altersgrenze nicht verschwindet. Selbstverständlich haben ‚retired persons‘ nun mehr Zeit als vorher, und damit mehr Möglichkeiten, sich den Freizeitangeboten zu widmen. Aber dennoch, und das ist wiederum ein interessanter Befund, wirkt gerade bei den älteren Zuschauern eine „work ethic“ (S. 185) nach, die es beispielsweise verbietet, bereits am helllichten Tage das Fernsehen einzuschalten. Ein 60-jähriger pensionierter Ingenieur schrieb beispielsweise in sein Tagebuch: „[...] My TV watching is exactly the same as before except that as I don't go out in the evenings I don't have to record so much! I rarely watch TV during ‚working‘ hours unless it is snowing or something, as I feel slightly guilty that I'm not getting on with some job and with three and a half acres to look after no wonder.“ (S. 185)

Nicht zuletzt erlaubt die Längsschnittbetrachtung den Nachweis von Diskontinuitäten und Brüchen in der Medienerfahrung und -bewertung. Besonderes Augenmerk legen die Verfasser in diesem Zusammenhang auf die Beurteilung der Gewaltdarstellungen im Fernsehen, im weiteren Sinne auf die Verwendung von „bad language“ (S. 275). Es zeigt sich eben nicht nur eine distanzierte Haltung zu übertriebener Gewalt im Fernsehen, sondern auch eine ebensolche zur diesbezüglichen Medienberichterstattung, die häufig als einseitig und unsensibel eingestuft wird. So ergibt sich eine Mischung aus typischen und kritischen Antworten auf die Frage, was Medienangebote alles ausrichten können.

Eine Gewichtung der vielen Informationen, Meinungen und Bewertungen nehmen die Au-

toren nicht vor. Es dürfte angesichts der Methodik und der thematischen Breite auch kaum möglich gewesen sein. Zumindest geben Gauntlett und Hill aber der Hoffnung Ausdruck, „[...] that we have shown the audience being thoughtful, critical and creative consumers of broadcast television, aware and somewhat cautious about its place in their everyday lives.“ (S. 293) Dieser Grundhaltung entspricht auch der Kommentar einer 78-jährigen Frau, die ihren eigenen Anspruch zugleich mit einer Aufforderung an die Verantwortlichen in den Medien verknüpft: „I have always tried to answer diary questions honestly. I am aware of my prejudices but I don't think flabby answer and wishy washy criticisms are of much use to Audience Study. It is important to me that the impression of criticism should not be interpreted as ammunition for controlling what producers put on screen. I feel that every producer should be constantly reminded of the powerful effect of their work. They should always be encouraged to feel responsible for what they do. As a viewer I am very grateful to them for all the effort they put in – even when I dislike the results.“ (S. 290) Engagement und Distanzierung gehen eben häufig Hand in Hand.

Michael Jäckel

Ingrid Volkmer

News in the Global Sphere

A Study of CNN and its Impact on Global Communication

Luton: University of Luton Press 1999. – 237 S.

ISBN 1-86020-554-2

Worum geht es in Ingrid Volkmers Monographie? Anders als im Untertitel versprochen, beschäftigt sich die Autorin im empirischen Part ihrer Studie jedenfalls nicht mit dem Einfluss des *Cable News Network* (CNN) auf die globale Kommunikation. Stattdessen bietet das Buch erstens einen breit angelegten Überblick über theoretische Ansätze, die sich mit transnationaler respektive transkultureller Kommunikation beschäftigen. Zweitens liefert es, auf der Grundlage von fünf Leitfadengesprächen mit Mitarbeitern des Senders, Einschätzungen zu Aspekten journalistischer Arbeit bei CNN. Und drittens werden die Ergebnisse einer In-